

"Du holde Kunst, ich danke dir dafür" : aus den Erinnerungen einer Sängerin

Autor(en): **Conrad-Amberg, Margrit**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **58 (1983)**

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Du holde Kunst, ich danke dir dafür»

Aus den Erinnerungen einer Sängerin

Man hat mich gebeten, etwas über mein Leben als Sängerin zu schreiben. Ich will mich diesem Wunsch nicht entziehen, obwohl ich mich nicht für derart bedeutend halte, dass Memoiren unumgänglich wären. – Ich bemühe mich im folgenden, dem Interessierten den Beruf einer Sängerin von einer Seite zu zeigen, die er vielleicht weniger kennt. Selbstverständlich geschieht das aus einer sehr persönlichen Perspektive, ohne höheren Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Genaugenommen zeige ich *meinen* Sängerberuf, den ich aber immerhin ein ganzes Leben lang ausgeübt habe.

Wer annimmt, ein Sängerberuf beinhalte nur Erhabenes, euphorische Hochstimmung, Applaus und Bewunderung, wird – wenn er meine Erinnerungen an mein nahezu vierzigjähriges Sängereleben gelesen hat – eines anderen belehrt. Der künstlerische Beruf ist ein Beruf wie jeder andere und muss auch erlernt werden wie jedes Handwerk. Was es dazu an harter Knochenarbeit braucht, werde ich später erzählen. – Triebfeder zur Erreichung meines Berufszieles war eine ganz grosse Faszination, die die Musik auf mich ausübte, ich möchte fast sagen, ein innerer Zwang, dem ich mich schon in früher Kindheit ausgeliefert spürte. Eine totale Hingabe an die «holde Kunst», wie sie Schubert in einem seiner berühmten Lieder so treffend ausdrückt, stand am Anfang meiner Lehrjahre. Dabei hatte ich grosse Widerstände zu überwinden. In der damaligen Zeit war das Ergreifen eines Musikerberufes für eine wohlbehütete Tochter aus bürgerlichem Hause ein schwieriges Unterfangen. Künstler, Komödianten, fahrendes Volk, brotlose Leute: All dies wurde oftmals über einen Leisten geschlagen, war gleichsam mit dem Odium der Unmoral behaftet. So musikalisch mein Vater war, für meinen Wunsch, Gesangsstunden zu erhalten, hatte er kein Musikgehör. So blieb mir denn nichts anderes übrig, als heimlicherweise Gesangsstunden zu nehmen. Ich hatte das Glück, eine verständnisvolle Lehrerin, eine Opernsängerin übrigens, zu finden, welche ihr Honorar für den Unterricht liebenswürdigerweise meinem bescheidenen Taschengeld anpasste. Nach kaum zwei Jahren Ausbildung glaubte ich, jung und töricht wie ich war, die Kunst des Singens erfasst zu haben. Und heute, Jahrzehnte danach, ist mir eines klar: Singen ist eine Lebensarbeit, eine Lebensaufgabe. Ich will damit sagen, dass die Gesangkunst nicht nach einer gewissen Zeit erlernt ist und danach «frisch und fröhlich» ausgeübt werden kann, sondern dass das ganze Leben ein dauernder Lernprozess ist. Eine wohlklingende Stimme ist nur ein ganz

kleines Teilchen im grossen Puzzlespiel. Was nützt denn die schönste Stimme, wenn die Technik fehlt? Sie lässt sich vergleichen mit einem Bauwerk, das mangels innerer Struktur über kurz oder lang in sich zusammenfallen wird. – Zugang zum grossen Reich der Gesangstechnik fand ich über meine spätere Lehrerin am Konservatorium Zürich, Ria Ginster, damals eine in Europa und Amerika (wo sie Gastprofessorin war) bekannte Sopranistin. Ich bewunderte diese grosse Künstlerin, obwohl mein erster Kontakt mit ihr ein eher abschreckendes Erlebnis war. Voller Stolz sang ich ihr damals vor. Ihr Kommentar war niederschmetternd. Ich hätte wohl eine schöne Stimme, sagte sie, doch müsse ich ganz von vorne anfangen und eine harte Lehrzeit bestehen. Es fiel mir zunächst schwer, ihre Kritik entgegenzunehmen, hatte ich doch soeben am berühmten Genfer-Wettbewerb ex aequo mit einer Kollegin den ersten Preis errungen und war schon in verschiedenen kleineren Konzerten aufgetreten. Doch die folgende jahrelange Arbeit mit Ria Ginster zeigte mir das Singen von einer ganz anderen Warte und ist letztlich wohl der Grund dafür, dass ich heute, sozusagen im Pensionsalter, noch auftreten kann. – Ich möchte nicht vergessen, meinen verständnisvollen Ehemann zu erwähnen, der mich in meinen Bestrebungen grosszügig unterstützte und förderte. Immerhin war ich damals junge Mutter zweier Kinder, und das dritte war auch schon auf dem Weg. Jahrelang pendelte ich zwischen Hausfrauen- und Mutterpflichten einerseits und dem Konservatorium andererseits hin und her und holte mir so ein solides Rüstzeug für meinen späteren Beruf. Es war ein dornenvoller Weg, und mehr als einmal war mir derart mies zu Mute, dass ich am liebsten alles hingeworfen hätte. Aber der besagte innere Zwang, die echte Berufung, liessen mich durchhalten.

Neben meiner Ausbildung hatte ich schon bald Gelegenheit, auf dem Konzertpodium meine ersten Sporen abzuverdienen. Es galt ausser dem Singen, auch das «Auftreten» zu üben. Mit dem Stigma einer allzu engherzigen Erziehung behaftet, fiel es mir Zeit meines Lebens ausserordentlich schwer, mich unbefangen auf dem künstlerischen Parkett zu bewegen. Ich musste zunächst sogar lernen, angemessen zum Podium zu schreiten und nicht zu «enten», wie mein Mann meine Fortbewegungsart nannte. Ich musste lernen, beim Gang zum Podium trotz höchster Anspannung zu lächeln, was nicht immer gelang, wie mir meine Kinder (sie gehörten wohl zu den kritischsten Zuhörern) immer wieder unter die Nase rieben.

Überhaupt ist es etwas Schreckliches, diese Angst vor einem Auftritt und das Lampenfieber, das einen ständig begleitet. Ich kam nie davon los, wieviel ich auch sang, wie viele Auftritte ich auch erlebte. Und trotzdem hatte dieses ständige Lampenfieber – so meine ich – sein Gutes: Es bewahrte mich vor dem

Absinken in die Routine, es vermittelte mir vor jedem Konzert die für eine tiefgreifende Gestaltung notwendige innere Spannung.

Wie das Lampenfieber, so nahm auch die Selbstkritik mit zunehmender Erfahrung nicht ab, im Gegenteil, die Ansprüche an die eigene Leistung stiegen mit den Jahren. Die Unbekümmertheit, mit welcher ich als jung an grosse Aufgaben heranging, treibt mir noch heute die Schamröte ins Gesicht. Weil ich eigentlich von Anfang an sehr leicht vom Blatt las, nahm ich das Studium meiner Partie anfänglich nicht allzu ernst und ging oftmals – zu meiner Schande muss ich es gestehen – ungenügend vorbereitet zur Probe. Dies änderte sich bald; denn ich musste erkennen, dass Selbstdisziplin und absolute Beherrschung einer Partie auch für einen Künstler oder gerade für einen Künstler ein unantastbares Gebot sind.

Ein Künstler, vor allem ein Interpretationskünstler wie der Sänger, muss aber erst entdeckt werden, damit er seine Laufbahn beginnen kann. Mein Entdecker war Johannes Fuchs, der damals in den Vierzigerjahren den Kirchenchor in Baden und – was wichtig ist – den Kammerchor Zürich leitete. Domkapellmeister Johannes Fuchs, der schon bald zu den besten Dirigenten der Schweiz zählte, liess mich nach dem Kriege in Konzerten in der Tonhalle in Zürich und auch im zerbombten Deutschland als Solistin auftreten. Der Sprung zum professionellen Singen gelang, und es folgten unzählige Engagements im In- und Ausland. Zu den Höhepunkten zählen wohl die Aufführung von Bachs Weihnachtsoratorium in der Berliner Philharmonie, aber auch meine Auftritte an den internationalen Musikfestwochen in Luzern unter Josef Krips und Raphael Kubelik. Grosse Musik durfte ich aber auch unter Ferdinand Leitner und Eugen Jochum und bei Auftritten in Dresden, Frankfurt, Paris und Madrid sowie vielen anderen Städten Europas erleben.

Was Johannes Fuchs beim Oratoriengesang, war mir Karl Grenacher beim Liedgesang. Liederabende mit ihm als Begleiter gehören zu meinen schönsten Erinnerungen, wenngleich die Nervenbelastung vor derartigen Aufführungen wohl die schlimmste und grösste war. Die Liedinterpretation verlangt dem Sänger alles ab, sie deckt seine Schwächen schonungslos auf, sie liefert ihn dem (meist kundigen) Publikum erbarmungslos aus. Aber auch wenn ich vor Liederabenden immer am meisten Angst gelitten habe, glaube ich doch, dass gerade hier beim Liedgesang meine stärkste Begabung lag. Ein ausgeprägtes lyrisches Verständnis, das ich wohl von meinem Vater mitbekommen habe, verhalf mir zu einer ganzheitlichen Darstellung des Liedes, das ja – vielleicht im Unterschied zum Oratorium – ebenso sehr vom Text wie von der Musik lebt. Zur richtigen Gestaltung eines Liedes genügt die schöne Stimme, die grosse Stimme keineswegs. Einfühlung, Nachempfinden dessen, was der Dichter sa-

gen und wie es der Komponist verstehen wollte, sind ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger. Höhepunkt meiner Liederabende war die beglückende Jubiläumsaufführung 1978 im Kursaal Baden, veranstaltet durch die Stadt Baden zu Karl Grenachers und meiner Ehre.

Die wenigsten Leute wissen, dass ich neben Oratorien- und Liedvergangenheit auch eine, wenn auch sehr unbedeutende Opernvergangenheit besitze. Dem Operngesang, also dem Singen und Theaterspielen zugleich, gehörte immer meine heimliche Liebe. So bewarb ich mich Ende der Fünfzigerjahre um ein Engagement am Opernhaus Zürich und erhielt auch tatsächlich auf Anhieb die Rolle der zweiten Dame im Mozarts Zauberflöte anlässlich der Juni-Festwochen Zürich. Das Debut an der Oper gelang – so glaube ich – ganz ordentlich und es folgten weitere Rollen. Wegen des Todes meines Mannes wurde jedoch meine vermehrte Anwesenheit in der Familie notwendig, weshalb ich die bezeichnenderweise unter dem Pseudonym «Rosemarie Anders» begonnene Karriere vorzeitig abbrach. Das Schicksal hat mir in diesem Bereich der Gesangstätigkeit keine Erfüllung gebracht, eine Feststellung, die ich heute allerdings ohne jede Bitterkeit machen kann.

Der Rückblick auf mein Sänginnenleben wäre unvollständig, wenn ich nicht noch meine gesangspädagogische Tätigkeit erwähnte. Was mir das Glück bei der Oper versagte, brachte es mir auf diesem Gebiet in überreichem Masse. Schon im Jahre 1964 wurde ich an das Konservatorium Bern berufen, wo ich heute noch unterrichte. Nur wenig später fiel mir eine ähnliche Aufgabe an der Akademie für Kirchenmusik in Luzern zu. Wenn es auch sehr anstrengend ist, von Montag bis Freitag tagtäglich bis zu 10 Stunden am Flügel zu sitzen und die Gesangskunst zu vermitteln, so schafft die Arbeit mit jungen Menschen, die noch auf der Suche sind, oft aber auch eine wirkliche oder trügerische Gewissheit innerer Berufung zur Gesangskunst mitbringen, eine tiefe Befriedigung. Der stete Zwang zur Kritik an meinen Schülern hat auch bei mir die Fähigkeit zur Selbstkritik erhalten, möglicherweise ein wesentlicher Grund, dass meine Stimme heute im fortgeschrittenen Alter noch funktionstüchtig ist. Ich habe mich «der holden Kunst» hingegeben, ich durfte ein Leben lang singen, ich darf noch heute singen – wie kann ich anders als mit Franz von Schober sagen: «Du holde Kunst, ich danke dir dafür.»

Margrit Conrad-Amberg